

GADHAFIS KULISSENWELT

So schnell kann es gehen: Donnerstag, 17. Februar – da schien die Welt für Muammar al-Gadhafi noch in Ordnung. GEO-Reporter haben die Ruhe vor dem Aufstand miterlebt. Eine gespenstische Zwischenzeit. Und die letzte Show eines scheinbar ewigen Regimes

Von Gabriele Riedle (TEXT) und Kai Wiedenhöfer (FOTOS)

Für ein Handgeld gehen Anhänger des Obersten in Tripolis auf die Straße, während schon Meldungen über die ersten Opfer des Aufstands im Osten kursieren



SIE HATTEN JA SOGAR GESAGT, dass sie uns brauchen: „We need you here“, brüllt der freundliche Herr von der Behörde für ausländische Medien in Tripolis Ende Dezember 2010 ins Telefon, als wir bereits seit acht Monaten auf ein Visum warten. „Kommen Sie, sobald Sie können!“, ja, es habe ein wenig gedauert mit der Einreiseerlaubnis, jetzt aber wolle man uns dringend zeigen, wie einzigartig der „Große sozialistische libysch-arabische Volksmassenstaat“ sei, wie Libyen noch immer offiziell heißt. Und man hoffe, dass wir dem Rest der Welt von dessen Errungenschaften berichten.

Von der allmählichen Öffnung seit dem Ende des internationalen Embargos 2004. Von der Basisdemokratie, als die Libyen noch immer organisiert sei, mit lokalen Volkskongressen noch in den kleinsten Dörfern, die ihre Delegierten wiederum zum Generalvolkskongress entsenden. Vom Kampf gegen Fundamentalismus und illegale Migration, der uns Europäern doch besonders am Herzen liege. Und vor allem von den gerade erst so richtig beginnenden internationalen Wirtschaftskontakten, die doch schließlich gut seien für alle Seiten. Man lese viel zu viel Schlechtes über Libyen. Nun sei es an uns, endlich die Wahrheit zu schreiben – wobei uns selbstverständlich die Mitarbeiter der Medienbehörde in jeder Weise behilflich sein wollten.

„Die Wahrheit schreiben?“, sage ich. „Machen wir!“

In den drei Wochen zwischen Ende Januar und dem 18. Februar 2011, in denen der Fotograf Kai Wiedenhöfer und ich versuchen, möglichst viel herauszufinden über den Stand der Dinge im Volksmassenstaat, sind wir die einzigen westlichen Journalisten im Land. Pressevisa werden seit jeher in Libyen nur äußerst selten gewährt. Entsprechend

intensiv bemüht sich die Staatsmacht um uns. Vor allem darum, vor uns die Fassade eines Systems aufrechtzuerhalten, in dem grundsätzlich alles immer nur besser werden kann. Ein Kulissenspiel bis zur allerletzten Sekunde. Denn das alte Regime wird mit dem Tag unserer Abreise endgültig am Ende sein.

DIE STAATLICHE RECHERCHE-HILFE erwartet uns noch vor der Passkontrolle bei der Ankunft am Flughafen in Tripolis, in



Nicht der Moment für aufrechte Bekenntnisse: Auch GEO-Reporterin Riedle, links, muss in den Chor der bezahlten Claqueure mit einstimmen

Person eines Herrn, der den Künstlernamen Usama trägt. Auch wenn wir uns mit Herrn Usama kaum verständigen können, weil er praktisch keine Fremdsprachen spricht, bleibt uns nichts anderes übrig, als seinen Beistand von nun an und dauerhaft in Anspruch zu nehmen. Er ist bei der Medienbehörde wahrscheinlich nur so etwas wie ein Pfortner, aber er nimmt laufend deren Befehle entgegen und liefert im Gegenzug Berichte über alle unsere Bewegungen, versucht zu bestimmen, wann wir wohin gehen, mit wem wir sprechen können und wie lange, und natürlich auch, was der Kollege fotografieren darf, am besten noch aus welchem Winkel. Man merkt

Herrn Usama an, wie sehr er das bisschen Macht genießt.

Ansonsten, das begreifen wir bald, überwacht ohnehin jeder jeden. Überall Geheimdienst, und auch die Spitzeldichte, so werden wir, natürlich heimlich, gewarnt, sei gigantisch hoch. Jeder sei grundsätzlich verdächtig, lieber also kein Wort zu keinem, und bitte keine Namen, schon gar nicht in der Öffentlichkeit oder gar am Telefon; die meisten haben es ohnehin längst aufgegeben, sich mit irgendjemandem austauschen zu wollen, und haben sich zurückgezogen in ihre Familien. Über Perspektiven für die Zukunft spricht niemand, so scheint es zu diesem Zeitpunkt. Auch nicht über Demokratie.

Wo auch? Mit wem denn? So hören auch wir immer nur Geflüster.

Ein falscher Satz, und schon landet man im Gefängnis, auf die Gründung von Parteien steht die Todesstrafe. Und schon der bloße Kontakt mit Ausländern stellt eine Gefahr dar. Unseren Übersetzer etwa, so sagt dieser, schütze vor der sicheren Verhaftung nach unserer Abreise allenfalls die Tatsache, dass sein Vater beste Verbindungen zum allerengsten Machtzirkel habe.

Er wird sie dann doch nicht mehr brauchen.

NOCH ABER LENKT der Oberst Muammar Abu Minyar al-Gadhafi, der „Bruder Führer“ und selbst ernannte „König der Könige Afrikas“ die Geschicke des Volksmassenstaates, inzwischen schon im 42. Jahr, seit der Revolution von 1969, die in Wahrheit nichts anderes als ein Militärputsch war. Ein Mann ohne Staatsamt, der jede Verantwortung für Missstände von sich weisen kann und der dennoch die weitestgehende Macht hat; einer, der behauptet, fast wie ein Heiliger über den

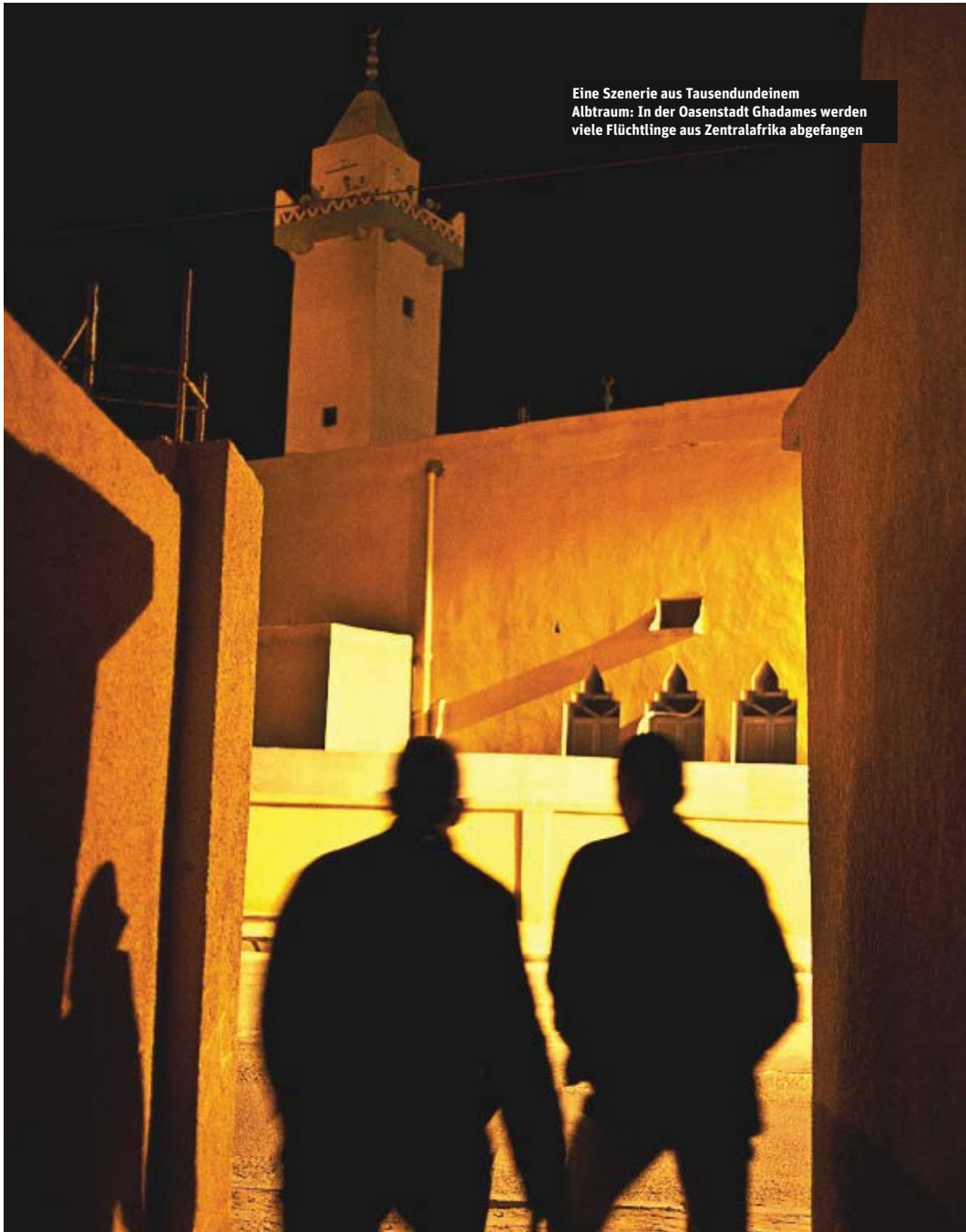
Herr **Usama** soll uns bei der Recherche helfen. Damit auch wir kapieren, warum **Gadhafi** in Wahrheit das **Licht der Welt** verkörpert



Kein Untertan sollte je vergessen, wer in Libyen das Sagen hat: Der »Bruder Führer« erstrahlte überall, auf Straßenschildern und hinter Bügelbrettern



Eine Szenerie aus Tausendund einem Albtraum: In der Oasenstadt Ghadames werden viele Flüchtlinge aus Zentralafrika abgefangen



Dingen zu schweben, und der dennoch alles bestimmt. Immer und überall ist er zugegen, die Faust geballt, der Blick voller Kühnheit und Triumph, auf Geldscheinen, auf Häuserwänden, in den Büros, in den Geschäften, im Suk. Und für alle Fälle versendet einer seiner mindestens sieben Söhne, der Besitzer von Libyana Mobile Phone, an seine gesamte Kundschaft immer wieder Botschaften per SMS, die so froh sind, dass ganz Libyen eigentlich immerzu nur auf die Knie fallen sollte vor Dankbarkeit: „Gadhafi ist das Licht der Welt“. Dies nur so zum Beispiel.

Und noch wird der Bruder Führer tatsächlich von vielen inbrünstig verehrt, besonders von den Jungen.

Die bizarren Auftritte. Die exzentrischen Kostümierungen. Die ganzen starken Sprüche. Dass der Weltsicherheitsrat eine Terrororganisation sei. Dass die Schweiz aufgelöst werden müsse. Dass die ehemaligen Kolonialmächte zahlen sollen, 777 Billionen US-Dollar, als Entschädigung für Afrika. Einer, der anders ist als alle anderen. Einer, der es einfach der ganzen Welt zeigt. Verwegen ist das. Und cool.

Irgendwann, als der Osten des Landes schon brennt, wird Gadhafi im Fernsehen sagen, dass er nicht zurücktreten könne wie irgendein beliebiger Staatspräsident: Soll das Licht der Welt etwa einfach gehen?

TATSÄCHLICH hat das System Gadhafi ja trotz allem das eine oder andere zu bieten. Kein Bettler weit und breit. Subventionierte Grundnahrungsmittel. Extrem vergünstigtes Benzin. Eine Art Arbeitslosengeld, für die vielen, die keinen Job finden. Für die Ärmsten Dividenden aus Aktienanteilen an Staatsbetrieben. Vor allem aber jede Menge dringend notwendige Wohnungen für die Volksmassen.

Das ganze Land erscheint wie ein einziges gigantisches Bauprogramm. Wo wir auch hinkommen: überall riesige Neubaugebiete, selbst noch mitten in der Wüste graue Betongerippe bis zum Horizont. Der größte Teil der Häuser wird gebaut von chinesischen Firmen, im Auftrag der libyschen Regierung. Libyer würden nie auf die Idee kommen, so schwer

„Mit vollem Mund“, so flüstert jemand mir zu, „mit vollem Mund kann man nicht gut sprechen.“

Noch zweieinhalb Wochen bis zum Ende.

EINSTWEILEN bestellt man uns freundlichst nach Surt, in die Heimat des Revolutionsführers, 500 Kilometer östlich von Tripolis. Der hat dort eine Art Reservehauptstadt aus dem Boden stampfen sowie ein großartiges Kongresszentrum mit 4500 Plätzen bauen lassen, wo nicht nur der Generalvolkskongress tagt, sondern immer wieder auch internationale Gipfel zelebriert werden. Wir bewundern die, wie uns erklärt wird, größte Gardine der Welt. 128 Meter an einem Stück.

Anschließend Empfang durch Ahmed Ibrahim, Professor für Philosophie und Leiter des „Weltzentrums zum Studium des Grünen Buches“. Er ist einer der höchsten Würdenträger des Landes und hat ein Büro, das zu den größten gehört, die wir je gesehen haben.

Es folgt eine ausführliche Einführung durch Professor Ibrahim in die überragende Bedeutung des Hauptwerkes



Ein Geschenk vom Hohepriester: Nach einer Lehrstunde über die Weltbedeutung des Grünen Buches überreicht Professor Ibrahim einen Schmuckteller

des Revolutionsführers, verfasst im Jahre 1975. In seinem Grünen Buch habe Gadhafi auf wenigen Seiten nicht nur die „Dritte Universaltheorie“ und die endgültige „Lösung des Demokratieproblems“ durch die Einführung der Basisvolkskongresse beschrieben, sondern auch fundamentale Erkenntnisse über die Funktion von Wirtschaft, Kunst, Sport und Gesellschaft im Volksmassenstaat dargelegt. „Dieses Buch“, ruft Professor Ibrahim mit bebender Stimme, „dieses Buch“, fährt er nach einer Pause fort, „das sind die Träume der Menschheit“, Pause, „ihr Blut“, Pause, „ihr Schweiß“, Pause, „die Hoffnungen“, Pause, „der Tod der Menschen“, Pause, „die ge-

körperlich zu arbeiten – das wird uns immer wieder stolz erklärt. Die Wohnungen aber gibt es dann für wenig Geld. Und mithilfe angeblich zinsloser Kredite, die unter Umständen noch nicht einmal vollständig zurückgezahlt werden müssen.

Das Land ist reich. Libyen ist der zwölftgrößte Ölexporteur der Erde. Die Bevölkerung bekommt von diesem Reichtum freilich nur wenig ab. Aber doch gerade genug, um über Jahrzehnte relativ ruhig gehalten zu werden und um jenen Armutsdruck zu vermeiden, der Regime in ernsthafte Schwierigkeiten bringt. Immerhin hat Libyen laut Statistik den höchsten Lebensstandard auf dem ganzen Kontinent.

storben sind in der französischen, der russischen, der chinesischen, der amerikanischen Revolution. Dieses Buch: Das ist die Quintessenz von allem!"

„Gibt es denn noch andere, ähnliche wichtige Bücher?“, frage ich.

„Durchaus! Den ‚Tractatus theologico-politicus‘ des Philosophen Baruch Spinoza von 1670 etwa, das Buch von Alexis de Tocqueville ‚Über die Demokratie in Amerika‘ von 1835 und natürlich das ‚Kommunistische Manifest‘.“

Zum Abschied überreicht mir der Professor einen großen goldfarbenen Teller der Air Libya.

DASS MAN UNS, nach lauter ablehnenden Bescheiden, plötzlich doch in den Osten des Landes weiterreisen lässt, können wir eigentlich nicht verstehen.

Der Osten, das sind vor allem die Städte Bengasi und Al Bayda, mehr als 1000 Kilometer entfernt von Tripolis, und die sind für die Staatsmacht schon immer schwer kontrollierbares Gebiet. Es leben dort mächtige Stämme, eigenwillig, konservativ und kriegerisch. In Al Bayda saß der von Gadhafi gestürzte König. Seit Jahrzehnten liefern sich die Stämme regelmäßig Machtkämpfe mit dem Regime. Es hat Versuche von Attentaten gegeben und von Putschen, und es gab Ausschreitungen und immer wieder Tote. Zum Beispiel am 17. Februar 2006. Als das Regime in Bengasi auf Teilnehmer einer eigentlich erwünschten Demonstration gegen die Mohammed-Karikaturen in einer dänischen Zeitung schießen ließ. Zum fünften Jahrestag fürchtet das Regime nun die Rache. Für diese Toten und für so viele andere.

Und schließlich sind da auch noch eine ganze Reihe von Islamisten, die im Gefängnis sitzen. Denn der libysche Revolutionsführer hat den Islam für sich gepachtet. Er ist der oberste Imam, gibt die Richtung für die Freitagsgebete vor und duldet keine Religiosität neben sich, vor allem nicht, wenn sie politisch wird

– wofür ihn der Westen dankbar lobt. Der Osten Libyens jedoch begehrt dagegen regelmäßig auf.

So wird uns nicht erlaubt, uns in Bengasi länger aufzuhalten. Und im davon rund 200 Kilometer entfernten Al Bayda, das bereits an jeder Straßenkreuzung von der Polizei belagert wird, werden wir mehr oder weniger interniert, in einem



Wahre Demokratie liegt nur im Islam, sagt der Gelehrte im Interview. Aber erst, als der Aufpasser vom Ministerium gerade draußen eine Zigarette raucht

Hotel am Stadtrand. Aber dann, aus wiederum unerfindlichen Gründen, können wir uns plötzlich doch mit einigen Professoren von der Al-Asmarya-Universität für islamische Wissenschaften unterhalten. Und hören dabei auch, dass der Volksmassenstaat vielleicht doch nicht so gut funktioniert. Diese Geldgier der Regierung. Diese neuen Reichen, die eine Krankheit der Gesellschaft seien. Wahre Demokratie garantiere immer noch ausschließlich der Islam. Obwohl man hier natürlich vollkommen unpolitisch sei. Selbstverständlich, was auch sonst? Trotzdem gut, dass Herr Usama gerade zum Rauchen vor die Tür gegangen ist.

Schon wenige Tage später wird überhaupt niemand mehr in den Osten reisen dürfen. Und in Al Bayda und Bengasi wird der Aufstand beginnen.

AM SAMSTAGMORGEN, eine Woche vor dem Ende, teile ich Herrn Usama mit, ich hätte grässliche Bauchschmerzen und könne das Hotel nicht verlassen: „Sie wissen doch. Das fremde Essen.“

Die banalste aller Ausreden kommt Herrn Usama gerade recht. Er gibt sie weiter an seine Behörde. Am Wochenende hat er ohnehin keine Lust, uns zu bewachen. Zumal er wegen uns ja schon unter der Woche mehr arbeiten muss als wohl die allermeisten anderen Staatsangestellten. Kernarbeitszeit ist zwischen 10 und 14 Uhr, alles, was darüber hinausgeht, gilt als Exzess. Für uns immerhin hat die allgemeine Ineffizienz auch ihre Vorteile.

So kann ich mich davonmachen, um den Chef eines jener großen internationalen Unternehmen mit mehreren Tausend Mitarbeitern in seinem Büro zu besuchen, die nun in Joint Ventures mit Libyen kooperieren. Inzwischen sind für ausländische Firmen nur noch Beteiligungen von bis zu 49 Prozent möglich, aus Furcht, der Einfluss von außen auf die Wirtschaft im Land könne zu

groß werden. Durch das einheimische Unternehmertum wiederum seien jedoch, so höre ich immer wieder, vor allem die acht Kinder des Revolutionsführers, neben den sieben Söhnen hat er noch eine Tochter, zu größten Reichtümern gelangt. Das aber ist in dieser offiziell noch immer sozialistischen und egalitären Gesellschaft ein äußerst heikles Thema, über das ebenfalls niemand offen spricht. So komme ich auch an diesem Samstag über die erste Frage kaum hinaus.

Ich: „Herr Soundso, Sie kennen sich ja im Land gut aus und haben beste Verbindungen. Können Sie mir vielleicht sagen, wem hier was gehört? Es heißt, dass halb Libyen im Besitz des Gadhafi-Clans sei.“

Er: „Dazu kann ich nichts sagen.“

Ich: „Ach, da würde es mich natürlich fast noch mehr interessieren, warum Sie nichts sagen können.“

Er: „Dazu kann ich mich ebenfalls nicht äußern.“

Ich: „Sie machen mich ratlos. Das ist ja hier fast wie bei Franz Kafka. Dürfen Sie

Die Herrschaft **Gadhafis** war schon öfter angefochten. **Islamisten** und Stammesführer beehrten auf. Sie sinnern nun auf **Rache**



Fassade der Normalität: Kopftuchhändler in Tripolis, eine Brücke bei Al Bayda, afrikanische Barbieri – und eine grünes Manifest an der Wüstengrenze



Eine Welt wie ausgedacht von **Kafka**. Jeder bespitzelt jeden. **Unbekannte** rufen zur großen **Demonstration**, aber keiner weiß, wogegen

Staatsphilosophie in Beton: Das Zentrum für Gadhafis Grünes Buch in Bengasi war angeblich eines der ersten Ziele der Aufständischen



mir wenigstens sagen, was passieren könnte, wenn Sie etwas sagen würden?“

Er: „Sanktionsmöglichkeiten gibt es genügend. Als Erstes würde man mir meinen Fahrer wegnehmen. Als Nächstes gäbe es Schwierigkeiten beim Visum für meine Frau. Um Einfälle für kleinere und größere Racheakte ist man hier nie verlegen, und selbstverständlich werde ich hier auch abgehört. Und bei meiner Mutterfirma zu Hause musste ich außerdem unterschreiben, dass ich mich keinesfalls auch nur im weitesten Sinne politisch äußere.“

Dann lädt mich mein Gesprächspartner zu einem Bier in seine Privatwohnung ein. Alkohol ist in Libyen strikt verboten. Aber für ausländische Firmenchefs finden sich Wege. Importe in unverdächtigen Materialkisten – und natürlich die eigene Produktion. Wie leicht es sei, das eigene Bier zu brauen mithilfe von ein paar Zutaten und Utensilien aus dem Internet. Wie problemlos, den eigenen Wein herzustellen mit Trauben vom Markt, auch der philippinische Koch habe das schon gelernt. Und dann die Party hier: viel wilder als zu Hause. Und den Geheimdiensten, die alles abhören, scheint das auch egal zu sein. So lasse es sich hier im Prinzip schon ganz gut leben, sagt der Manager.

WÄHRENDESSEN steht die arabische Nachbarschaft in hellem Aufruhr. Das System in Tunesien ist bereits zusammengebrochen, der Umsturz in Ägypten folgt in diesen Tagen. Kundgebungen im Jemen, Demonstrationen in Bahrain. In den Cafés in Tripolis sitzen die Leute stumm vor den Bildern des arabischen Fernsehsenders Al Jazeera aus Katar. Was sollen sie auch sagen? Wenn ständig einer zuhört. Wenn so viele lieber keine eigene Meinung mehr haben. Wenn seit Jahrzehnten der Polizeistaat keine noch so kleine Nische gelassen hat, in der op-

positionelle Gedanken oder gar die Fantasie einer demokratischen Zukunft sich hätten entwickeln können. Auch wenn viele trotzdem klagen. Von einer „grünen Krankheit“ sprechen. Vom Stillstand. Und davon, dass es natürlich genug Menschen gibt, die den Revolutionsführer endlich loswerden wollen. Wenn auch nur „irgendwie“.

„Und dennoch wird es nie, nie so weit kommen wie bei den Nachbarn“, das flüs-



Propagandagespräch: Auf dem Grünen Platz von Tripolis übergibt ein Gadhafi-Anhänger der Reporterin eine Ausgabe des Grünen Buches. Auf Italienisch

tern uns einige, die es wagen, doch noch selbst zu denken, heimlich zu. „Hier würde sofort geschossen werden. Wir haben trotz allem zu viel zu verlieren. Was soll denn danach kommen? Das würde doch das reinste Chaos. Die Söhne, einer brutaler als der andere, würden sich bekriegen, und die Stämme ohnehin. Da ist das, was wir jetzt haben, immer noch besser.“

Und dennoch machen auch hier die seltsamsten Gerüchte die Runde. Unbekannte, so erfahren wir, hätten im Internet zu einer Kundgebung aufgerufen, Zielrichtung unklar. Verschwörer aus dem Ausland, so heißt es zuerst. Dann wiederum sollen es Angehörige der Stämme im Osten sein, die etwas im Schilde führten. Und plötzlich ist auch die Rede von einer hochgestellten Persönlichkeit aus dem Inneren der Staatsmacht, namentlich von Seif-al-Islam, dem „Schwert des Is-

lam“ und zweitältesten Sohn des Revolutionsführers, der immerhin noch als der Zivilisierteste der Brüder gilt. Der war, vor allem vom Westen, lange als Kronprinz gesehen worden, wurde jedoch erst kürzlich offenbar vom Vater gezwungen, sich ins Privatleben zurückzuziehen – und nun sinne er womöglich auf Rache.

Schließlich spricht man sogar vom Obersten selbst. Der habe, so vermuten plötzlich viele, den Aufruf zu dieser omi-

nösen Kundgebung womöglich persönlich lanciert und wolle so den Menschen in seinem Land auch eine schöne Volksbewegung beschern: von oben, bevor sie selbst auf die Idee kommen, sich nach den Vorbildern aus der Nachbarschaft ebenfalls zu erheben. Zumindest aber habe Gadhafi, als Meister der Propaganda, die Absicht, eine mögliche Demonstration gegen das Regime zu einer Manifestation für ihn persönlich umzufunktionieren. Notfalls, so heißt es, würde er dem Volk in großer Geste seine gesamte Regierung opfern: Hier habt ihr deren Köpfe, wür-

de er sagen, sie sind faul, sie sind korrupt, ihr habt recht, wenn ihr sie loswerden wollt. Ich bin wie immer auf eurer Seite.

Zum publikumswirksamen Rauswurf der Regierung wird es freilich nicht mehr kommen. Und bis unmittelbar vor dem Beginn der angekündigten Demonstration ist unklar, wer da tatsächlich auf die Straße gehen würde. Regimeanhänger? Regimegegner? Beides? Ob sie aufeinander losgehen würden? Ob geschossen werden könnte?

Versteinerte Gesichter in den Straßen von Tripolis am Abend zuvor.

ABER DANN SCHAFFT ES das Regime tatsächlich noch einmal. Schnell werden Leute herbeigekarrt, mit Bussen und mit Fahrzeugen der Regierung. Ein paar Dinar-Scheine aus der Staatskasse in die Hand sowie unzählige Gadhafi-Poster

Auf einmal schlägt die **Stimmung** um. Wer eben noch ein Bild Gadhafis trug, verbrennt es jetzt. Aus schierem **Entsetzen** über das, was geschieht



Groteskes Theater: Ein Geisteskranker mit Regenschirm brüllt in die Kamera, während die Opfer seiner Herrschaft beginnen zu kämpfen

frisch aus der Druckerei, dann rauf auf den Platz, der zum Meer hin offen ist, einer der schönsten Orte im ganzen Land.

Studentinnen mit grünen Kopftüchern, junge Männer mit grünen Fahnen um die Schultern sowie auch einige altgediente Revolutionärinnen in Matronengestalt. Insgesamt sind es einige Tausend Menschen. Und alle skandieren sie Parolen: „Allah, Muammar, Libyen – das genügt“. Oder: „Muammar al-Gadhafi – ohne ihn in den Tod“. Oder: „Unser Führer, wir sind deine Wächter.“

Und natürlich sind da zahllose gesetzte Herren mit ihren Sonnenbrillen und ihren schwarzen Mänteln, die betont auffällig in ihre Mobiltelefone sprechen und in die Innenseiten ihrer Kragen, damit jeder erkennt, wie wachsam sie sind und wie sie das Volk in seinem Enthusiasmus für den Bruder Führer schützen. Vor all denen, die vielleicht doch anderer Meinung sein könnten.

Und so rüste ich mich entsprechend aus, schon um die Aufmerksamkeit von meinem Kollegen, der ja Fotos machen will, ein wenig abzulenken. Grünes Fähnchen in der rechten Hand, das Grüne Buch, das mir, in einer italienischen Ausgabe, spontan jemand schenkt, in der linken. Und wenn die drei oder vier mir offenbar ganz persönlich folgenden Herren mich dann ihrerseits fotografieren, wird selbstverständlich freundlich gelächelt. Besser ist's. Als einzige Europäer auf dem Platz sind wir ohnehin verdächtig genug. Wohlweislich lasse ich mir schließlich auch noch ein Gadhafi-Bild in die Finger drücken und die linke Faust hochreißen zum kämpferischen Gruß in die Fernsehkamera. Denn die Medienbehörde, so macht eine Mitarbeiterin mir unmissverständlich klar, ist der Meinung, dass alle erfahren sollen, wie leidenschaftlich

diese deutsche Abordnung in Person von mir die libysche Sache unterstütze. Für fünf Minuten bin ich ein Medienstar im Volksmassenstaats-TV. Dies ist nicht der Moment für aufrichtiges Bekenntern von meiner Seite.

ES IST DONNERSTAG, der 17. Februar 2011, der letzte Tag der alten Zeit in Libyen. Und im Laufe des Nachmittags und des Abends entwickelt sich diese De-

monstration zur letzten bizarren Party des Regimes. Surreale Euphorie. Hupkonzerte die halbe Nacht lang. Schrille Musik aus Lautsprecherboxen. Feuerwerkskörper. Autokorros. Fahrzeuge, die in Schlangenlinien um den Grünen Platz rasen. Quietschende Reifen. Kinder auf Kühlerhauben. Frauen, die johlen. Tanzende Männer. Als hätte Libyen soeben bei der Fußballweltmeisterschaft gesiegt. Als hätte es nicht schon Berichte über die ersten Toten in den Städten Bengasi und

Al Bayda gegeben. Bestürzte Anrufe der Verwandten von dort. Eilmeldungen auf Al Jazeera. Aber wer will das schon zugeben, und wer will das schon wahrhaben, dass die ganze schöne libysche Parallelwelt plötzlich ebenfalls zusammenzubrechen droht?

„Nieder mit Al Jazeera!“ – auch das rufen die Demonstranten.

Dabei ist es längst zu spät. Das Regime hat geschossen, Menschen sind gestorben, die Eigendynamik von Wut und Trauer, von Gewalt und Gegengewalt nimmt ihren Lauf. Dann wird es nicht mehr lange dauern, bis die Ersten die Seiten wechseln. Bis Armeeinghörige ihre Uniformen ausziehen. Bis Berichte vom Einsatz der Kampfjets und von schwarzafrikanischen Söldnern die Runde machen. Bis die jungen Männer die Gadhafi-Bilder, die sie gerade noch jubelnd umhergetragen haben, verbrennen. Nicht aus einem durchdachten Willen zur Veränderung, sondern eher aus schierem Entsetzen über das, was geschieht.

Indessen sollen noch schnell zahllose potenzielle libysche Zuträger für den Sender Al Jazeera verhaftet worden sein.

Und am nächsten Vormittag steht der freundliche Herr von der Pressebehörde nebst finstere blickender Begleitung in unserem Hotel, um sicherzustellen, dass auch wir endlich in Richtung Flughafen verschwinden. Er hofft, sagt er noch, dass wir gute Eindrücke mitgenommen haben und auch in Zukunft in Kontakt bleiben werden. □

Für den Fotografen Kai WIEDENHÖFER war der GEO-Auftrag in Libyen eine echte Herausforderung. Schon oft hat er in der arabischen Welt gearbeitet – aber das Reich des Oberst Gadhafi präsentierte sich fast unphotografierbar. Jedes Motiv musste hart erkämpft werden – denn am liebsten hätte der Aufpasser vom Ministerium ihm nur Fotos von archaischen Stätten aus der Römerzeit erlaubt. GABRIELE RIEDEL IST GEO-Redakteurin.



Der Wandschmuck ist schon leicht vergilbt: Reporterin Gabriele Riedle und Fotograf Kai Wiedenhöfer im großen Sitzungssaal des Generalvolkskongresses von Surt